

Nr. 44. Posen, den 4. November. 1894.

Russische Rache.

Novelle von Alfred Friedmann.

(Fortsetzung.)

Er schrieb mir aber sehr beweglich, ich sollte ihn nach dem Friedensschluß besuchen — seine arme Sonja wäre nicht mehr da, habe ihn in seinem Alter allein gelassen mit Lisaweta — doch sei nun jegliches geordnet und er wieder im Vollbesitz seiner Güter . . . .

Um welchen Preis!

Ich verschone Sie, meine verehrten Freunde, mit der Schilderung meines seelischen Zustandes. Der Krieg hatte uns alle verwildert, wer so viel grauenhaften Tod und so viel lebendes Elend mit angesehen, dem scheint es am Ende von einem höheren Standpunkte aus völlig gleichgültig, ob ihn ein Weib verließ oder beglückte!

Ich sah die Eltern wieder und mein verknöchertes Herz blutete, als ich die trauten Stätten „unserer" Kindheit, unseres unschuldigen Glückes nochmals betrat. Ich ging an die Stelle, wo ich dem Bärenjungen ein kleines Holzkreuz gesetzt — das Junge lebte wohl irgendwo glücklich noch jetzt als stattlicher Petz — ich weinte wie ein Schuljunge an dem düsteren Waldteich und raufte mir buchstäblich die Haare aus, weil ich bedachte, daß mein süßer Mädchenkörper jetzt in Kulmametow's rauhen Tigerhänden athmete; — ich ging an jenen stillen, heimlich einsamen Ort am Flusse, wo wir uns zuletzt Liebe und Treue geschworen, und ich sang ein rauhes Zornlied gegen das Weib in die Luft, das Gott so treulos geschaffen.

Ich liebe sie noch. Ich habe überhaupt Niemanden als sie geliebt. Mein Wohlthäter Boris Stephanowitsch und Lisaweta waren recht gealtert Sie empfanden wohl den Verlust ihres Kindes so sehr wie ich. Sie war ihnen wie gestorben. Und sie mochten sich wohl sagen: Nun ist er da, wie glücklich konnte sie mit ihm doch sein!

Der Vater fühlte ganz genau seine tiefe Schuld. Er schuf das Unglück seines einzigen Kindes, seiner Gattin Lisaweta, seines Adoptivsohnes, und er — überlebte jene bittere Zeit nicht allzu lange.

Damals führte er mich an einen Schrank, zeigte auf eine besondere Schieblade und sagte weiter nichts als:

„Loris! wenn ich nicht mehr bin, und Kulmametow — hier!"

Ich achtete damals wenig auf des guten Alten Aussprüche; desto mehr beschäftigte ich mich mit Lisaweta, die ganz vergrämt schien. Ihr blondes Haar hatte einen bleichen Schimmer angenommen, die sanfte Röthe ihrer Wangen war erloschen und erloschenen Glanzes dämmerte auch nur ihr einst so unsäglich ausdrucksvolles Auge.

Sie zog mich an ihre Brust, strich mir mütterlich über die Haare und seufzte, mehr mich und ihr Kind beklagend, als sich selbst:

„Armer Loris! Armer Loris!"

Ich blieb einige Zeit. Auch mir hatte der Krieg Ehre, Auszeichnung, glänzende Epauletten gebracht. Ich war Oberlieutenant!

Als etwas später ein Züchtigungszug gegen die Turkmenen unternommen wurde, schloß ich mich General Kaufmann an. Ich kann nicht sagen, daß mich der aufgeregteste Kampftag mit jenen interessanten Tataren meine Geliebte vergessen machte.

Ich vergaß sie nie, weder im Wachen noch im Traum, und ich gestehe, daß ich oft im Traume sie in meine Arme zu schließen glaubte oder an dem Räuber meines Glückes Rache nahm.

Wir Russen dürfen nicht aus unserem gewohnten Pfade herausgerissen werden. Geschieht einem von uns, daß ihm ein Schiff untergeht, daß ein Schicksalsschlag ihn trifft, gleich wird er rath- und fassungslos, verliert allen Halt, klagt Gott und die Welt an, wird Nihilist.

Letzteres unterließ ich. Doch geschieht bei uns so viel Unglaubliches, Unmögliches, daß eigentlich wenige in ihrer ursprünglichen Bahn bleiben.

Mein „Unmögliches" war, daß General Sergej Stephanowitsch Kulmametow in Moskau lebte und ich, von meinen unterworfenen Turkmenen zurückkommend, vom Zaren selbst — zu seinem Adjutanten bestimmt und ins —sche Regiment versetzt wurde.

Tage lang irrte ich wie verworren umher. Ich glaubte, nicht annehmen, quittiren zu müssen.

Ich wollte um eine Audienz bitten, mich dem Selbstherrscher Alexander zu Füßen werfen und eine andere Stellung erflehen. Erhielte ich sie nicht, nun, ade, Uniform.

Aber meine nächtlichen Rathgeber, die wirren, wilden Träume, sagten mir:

Du wirst sie wiedersehen! Du wirst sie respectiren — aber Du kannst den Saum ihres Kleides küssen. Vielleicht ist sie unglücklich bei ihm und Du darfst sie trösten. Zudem, der General ist alt. . . Sein ehelich angetrautes Weib kann seine Wittwe werden. Die Liebe findet es nicht immer schimpflich, die Geliebte aus zweiter Hand zu empfangen und — besser spät, als gar nicht. Ich überflog in Gedanken die Bilder der edlen Damen, die Bürgerstöchter, welche ich im Laufe der Zeit kennen gelernt, und gegen meine angebetete Sonja gehalten, erschienen mir die Schönsten Krähen, mit einem Adler verglichen.

Wie Liebe blind macht, so macht sie auch Dinge sehen, die vielleicht für einen Zweiten gar nicht existiren.

Ich gerieth in einen furchtbaren Zwiespalt mit mir selbst. Auf der einen Seite die Verlockung, in Sonja's nächster Nähe zu sein, so zu sagen, mit ihr zu leben; denn als Adjutant des

Generals hatte ich täglich in seinem Hause zu thun, seine Befehle entgegenzunehmen! Befehle von ihm! Und dann wieder — bei meinem Haß gegen ihn, dem allein meine Liebe glich — würde es nicht in den ersten Tagen schon zu offener Fehde kommen?

Meine Sonja ging aus diesem Kampfe siegreich hervor. Der Gedanke, sie nie wieder zu sehen, wenn ich meine Epaulettes ablegte, ohne Beschäftigung, mittellos, dann Rußland verließ, war mir ganz unfaßbar. Ich schwor mir zu, mich zu beherrschen, die Ehre Kulmametows zu wahren, wie meine eigene; würde ich doch meine Jugendgeliebte mit in den Koth ziehen, wenn ich es anders hielte.

Ich ging als General Sergej Stephanowitsch's Adjutant nach Moskau.

Ich erinnere mich noch mit peinlicher Genauigkeit der ersten Begegnung mit General Kulmametow.

Er empfing mich in seiner kostspieligen Wohnung — „somptueuse" würden die Franzosen sagen — mit urbaner Vornehmheit, das heißt, doch wie einen alten Bekannten. Er theilte mir seine Wünsche und Befehle mit und bat mich, eine Unterkunft in Bjeloigorod, also in der Weißen Stadt, in der Nähe des Kremls zu finden, damit ich stets schnell bei der Hand sei.

Er war viel älter geworden, als die paar Jahre es mit sich gebracht hätten, schien aber noch rüstig und „vert", wie er sagte.

Ich empfand einen mächtigen Drang, ihn niederzustoßen. Aber was hätte das mir eingebracht?

Ein wenig Peter-Pauls-Festung, Sibirien!

Ich verbeugte mich und stürzte mich in den Trubel Moskaus, das mir mit seinem Häusermeer, seinen vielen Kirchen, Palästen, seinem herrlichen Ausblick von den Sperlingsbergen neu und interessant war.

Ich stürzte mich auch in allerhand Vergnügungen, Jeu, Zigeuner, machte Schlittenpartieen mit neuen und wieder gefundenen Kameraden, suchte meine Liebe, Scham und Rachsucht zu betäuben.

Doch überkam mich bald ein unsäglicher Ekel an dem Treiben.

Ich erinnere mich auch noch zu gut aller Einzelheiten meines Wiedersehens mit Sonja, das bald darauf erfolgte.

Der General hatte mich rufen lassen und man führte mich in den Salon. Kulmametow saß rauchend an einem mit Papieren und Karten bedeckten Schreibtisch — er arbeitete am liebsten im Salon — sah mich flüchtig grüßend an und nahm seine Forschungen wieder auf.

Sonja lag lesend auf dem Divan.

Sie hatte kleine rothsammtne Babouchen an, darauf ein großes S. in Brillanten aufgesetzt, glänzte. Das war das erste, was ich bemerkte. Dann . . . einen zarten Fuß, einen Knöchel in durchbrochenen seidenen Pariser Strümpfen, den goldgestickten Saum eines blausammtnen Kleides und ein paar erhobene Arme, die ein Buch hielten. Das Gesicht war mir dadurch verdeckt.

Als das Buch langsam herabsank, trafen sich unsere Blicke. Ich glaube, ich wollte sie starr und grausam anblicken; ich fühlte aber ein paar warme Tropfen mir die gebräunten Wangen herabrollen.

Was lag nicht alles in den blauen, lieben Augen, mit denen sie mich ansah? Es war der Blick Lisaweta Paulownas, ihrer Mutter: Hülflose Ergebenheit sprach sich darin aus. Die Bitte um Verzeihung; ja, es klang wie ein Ruf nach Erbarmen aus diesem Blick und diesem stummen Munde.

Nach einer Weile faßte sie sich und erhob sich. Sie setzte die Füße auf den weißen Bärenpelz vor dem Divan, stand völlig auf und trat mir entgegen, mir eine ihrer weißen Hände hinhaltend.

Ich beugte mich nicht darauf und berührte sie nur scheu.

Auf ihr: „Guten Tag, Oberlieutenant Loris Iwanowitsch Wladimirow!" murmelte Kulmametow, ohne sich umzuwenden:

„Ah, Sie kennen sich!" um dann aufstehend fortzufahren: „Doch natürlich! Da brauche ich nicht vorzustellen. Sie waren ja Jugendgespielen. — Wir haben zusammen zu arbeiten, mein Herr Adjutant, und dann bleiben sie zu Tische."

Ich war überrascht . . . Ich habe eigentlich nie erfahren, ob er wußte, daß ich jener Andere von damals gewesen. Es wurde nie, auch nicht später, darüber verhandelt, auch nicht zwischen mir und Sonja.

Ich wollte eine Einwendung machen.

„Sie bleiben. Ihr General befiehlt!"

Ich befand mich in peinlichster Verlegenheit. Aber ich hatte doch wissen müssen, als ich die Adjutantur annahm, daß ich mit Sonja wie mit jeder der adligen hochgestellten Damen Moskaus verkehren würde, und ich beschloß abermals, ihre Ehre heilig zu halten.

„Da muß ich wohl als gute Hausfrau etwas Besonderes für den Herrn Adjutanten bereiten lassen, Sergej Stephanowitsch!" sagte Sonja und schritt zur Thür.

„Gewiß, liebe Sonja!" antwortete er, ohne aufzublicken. Sie schritt an ihm vorüber, der hinteren Thür zu. Ich verbeugte mich tief, aber als sie an mir vorbeikam, streifte mich ihr Hauch, der Hauch des einen Wortes, das sie nur mir hörbar flüsterte:

„Verzeihung!"

Sie war verschwunden.

Ich stand noch gesenkten Hauptes und hörte Sphärenmusik.

Von diesem Moment an, in dem ich zugleich die ganze Größe des von ihr auf dem Altar der Elternliebe gebrachten Opfers begriff, schwor ich mir, ihr Sklave, ihr Hund, ihr Thürhüter zu sein, und den zu zerschmettern, der ein blondes Haar ihres engelgleichen Hauptes krümmen würde.

Kurz ehe wir uns zu Tische setzten, hüpfte eine elegante kleine Person herein, eine dunkle Brünette, ganz in kostbare Pelze gehüllt. Sie hatte große mandelförmige Augen, wie eine Jüdin aus Algier und einen ganz kleinen Mund wie Kirschenblüthen.

Sie warf die Pelze ab, wie eine Tänzerin, die jetzt eine Alte vorzustellen hat, die graue Vermummung, und stand in Balltoilette, mit leuchtenden Armen und glänzendem Nacken da. Perlen und Brillanten bedeckten sie. Ihre Haut schimmerte wie cararischer Marmor, der lebte! Ich hatte so etwas noch nicht gesehen.

„Ah! Anna Andrejewna!" rief der General und ging auf sie zu, sie zu umarmen. Er küßte sie väterlich auf die Stirn.

„Die Fürstin Garoschnin!" stellte er mir sie vor.

Sonja schien nicht so erfreut wie der General.

Aber die Fürstin ließ gar Niemand zu Wort kommen.

„Ich esse mit Ihnen, Sonja", sprudelte sie zwischen ihren untadeligen Perlenzähnen hervor, „und dann fahren Sie mit mir in die Oper, dann holt mich mein Tyrann ab, und ich gehe mit ihm auf den Ball des französischen Gesandten. O, es wird köstlich dort sein.

Ich werde tanzen und Champagner trinken, die einzigen zwei Dinge, wegen deren es sich noch lohnt, zu leben!"

„Oho, Fürstin!" sagte der General. „Sollte es nicht . . ."

„Nun ja, man weiß schon. Für Sie, alter Brummbär, Krieg führen — ah, die Suppe!"

Der General machte noch seine alten Witze über die Tafel.

Indeß die blendende Dame führte während des ganzen Diners die Unterhaltung, echt französisch, reizend, kokett, provozirend. Warum sie mich immer ansah, weiß ich nicht. Doch war ich gebannt von ihrer überraschenden Schönheit. Sonja bemerkte das, blieb sehr still, und ich glaubte, es berührte sie peinlich, daß ich Anna Andrejewna mehr ansah, als nöthig gewesen. Doch war ich nicht frei? Hatte sie nicht geheirathet, ohne Liebe, während ich meinen Schwur gehalten, ledig geblieben? Konnte sie mir einen Vorwurf machen, wenn . . . . ?

Da spürte ich wieder, wie vorhin, den Hauch ihres doch auch so süßen Mundes: „Verzeihung!" flüstern, diesmal nur in der Erinnerung und ich wendete meine Blicke von der Fürstin Anna Andrejewna Garoschnin blühenden Schultern ab . . .

. . . Auch hier gab es Champagner und wir alle glühten ein wenig, als wir uns erhoben. Kulmametow bat, un bout de toilette machen zu dürfen, und legte für die Oper seine Uniform mit allen Sternen und Kronen in Brillanten an. Auch Sonja traute sich den Händen ihrer Zofe, einer verschmitzten Französin an und ich blieb eine Weile mit der Fürstin allein.

„Also Neuling in Moskau, Loris Iwanowitsch Wladimirow", sprach sie zu mir. „Nun, sie werden bald eine Führerin finden, die den Schmelz der Unkenntniß und der Novizenschaft von Ihren Schmetterlingsflügeln streift."

Wenn ich damals gesagt hätte, mich auf ein Knie niederlassend, „Fürstin, wollen Sie diese Führerin sein?" so wäre

vielleicht alles anders gekommen. Ich täuschte mich nicht, ich hatte ihr gefallen und ich brauchte nur die Hand auszustrecken und ein großes, für mich noch nie dagewesenes Glück war mein.

Statt dessen ergriff ich ihre Hand, küßte sie bescheiden und sprach ihr von Sonja. Ich erzählte ihr rasch, wie einer alten Vertrauten, sie machte einen so gewinnenden bezaubernden Eindruck, — die Geschichte meiner Liebe.

Ihr Ausdruck veränderte sich; sie stützte das Kinn, das einen Phidias begeistert hätte, in die tadellose Hand und schien die Statue der Aufmerksamkeit.

„Arme Sonja!" rief sie, voll tiefsten Gefühls, als ich geendet hatte. „Das wußte ich nicht. So nicht! Sein Opfer! Aber was wollen Sie? Sie sind ein Ehrenmann. Sie müssen fort. Ich sehe, wie alles kommt. Alte Liebe, die nicht gerostet, dreht sich eines Tages nur zu gut in den Angeln . . .

Da trat der General ein, bald darauf Sonja in Balltoilette. Der Vergleich der elfenbein-matten Haut Anna Andrejewnas mit dem pfirsich blühenden Weiß, der jugendlichen Büste, den Armen von untadeliger Form meiner Sonja fiel nicht zu Ungunsten der letzteren aus. Glühend heiß kam die Erinnerung an jene Stunde über mich, da ich sie in meinen Armen gehalten, mit dem wolligen türkischen Tuche abgetrocknet — es war wie ein Bann, ein Zwang, nein, ich konnte mir nur Sonja vorstellen . . . . . .

Wir saßen in der Oper. Man gab natürlich Glinka's „Das Leben für den Zaren."

Ich sah nicht auf die Bühne, nicht in die kerzenbestrahlten Logen, nicht auf die berückenden Frauengestalten rings umher . . Ich sah . . . . nur den goldenen Haarknoten Sonja's, der flammte und leuchtete wie der diamantene Pfeil, der ihn durchstach, ich sah die fliegenden Ringellöckchen auf ihrem Halse, die sanftabfallenden Linien ihres Nackens, ihr mir manchmal ein wenig zugewendetes Profil.

Alle guten Vorsätze hatten mich verlassen.

Der General erhielt Besuch in den Zwischenakten. Anna Andrejewna stand auf, flüsterte mir ins Ohr:

„Sie sollen sehen, wie gut ich bin. Ich habe Sie für mich behalten wollen und lasse Sie mit Sonja allein."

Dann wandte sich Sonja um, sah mich mit einem Blick wahnsinnigen Schmerzes an, flüsterte ihrerseits:

„Loris Iwanowitsch, Sie lieben die Fürstin Garoschnin!"

„Sonja", rief ich, fast zu laut, „ich habe Anna Andrejewna in Ihrem Hause gestanden, daß ich einzig und allein Dich, o Sonja, liebe und immer und ewig lieben werde!"

(Fortsetzung folgt.)

In den Bergen.

Skizze von Gustav Müller-Mann.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Draußen wieder schlechtes Wetter, es regnet Bindfaden, mit verabredeten Ausflügen und Aufenthalt im Freien ist's also nichts. Der Stadtpfarrer hat eine Wohlthätigkeitsvorstellung für Albstadt's Arme und Bedürftige angeregt. Guter Gedanke, an dessen Verwirklichung es nun geht. Das Programm ist schnell fertig: „Zwei Sinfonien von Schubert, Arie aus Figaro, Ballade von Chopin, humoristischer Vortrag von Hans Lanz, Arie aus Hugenotten, Widmung von Schumann, „Es blinkt der Thau" von Rubinstein, Vortrag von Hans Lanz, Ballade für Klarinette „Still wie die Nacht", zum Schluß das „Zauberlied" und Polonaise von Chopin. Entree nach Belieben."

Schwer hielts, die paar Theilnehmer zusammen zu trommeln, ein jedes ziert sich erst ein wenig. Lampenfieber war gewaltig vorhanden, bis erst der Anfang gemacht. Wenigstens war der Saal dicht besetzt und das ermuthigt immer etwas. Hans schätzte, durch die Thürspalte hindurch die Anwesenden musternd, eine voraussichtliche Einnahme von 300 Mark. Eine Frau Direktor aus Mainz sang, Frau Doktor spielte, Rosa sang zum Verlieben schön, das schien auch das Publikum, hauptsächlich aber die Herrenwelt zu finden. Hans hatte mit seinen Vorträgen leidliches Glück, es gelang besser als er je erwartet. Als die Polonaise ausgeklungen und die Letzten den Saal verlassen, ging's erst noch an's „Kassazählen" — es konnten über 400 Mark den Armen zugewandt werden. Man beglückwünschte sich gegenseitig zum Erfolg, schließlich fand noch im „Waldhorn" ein gemüthliches Beisammensein der „Künstler" statt.

Zum nächsten Nachmittag hatte der Pfarrer sämmtliche Theilnehmer zu einer Bowle in's Pfarrhaus geladen. So ein Pfarrhaus im Schwarzwald ist immer besonders anziehend für den Großstädter. Es ist Begrüßung im Garten, Küchengewächse, Sonnenblumen, Kürbisse und kleine spielende Kätzchen fanden pflichtschuldige Bewunderung; hernach wurden die Geladenen hinauf in's beste Zimmer genöthigt. Man leerte diese „Wohlthätigkeitsbowle" in angenehmster Stimmung. Das Getränk war nicht übel, Hans meinte, ein bischen süß — sonst stand noch Zucker da zum Nachsüßen. Das nette Töchterlein des Hauses mit weißer Schürze schänkte ein, ihre Freundin reichte den gut gerathenen Chokoladenkuchen. Hans dankte und rauchte eine gebotene Zigarre, aber nur eine! Nach einem kleinen Spaziergang bei Sonnenuntergang zur Erweckung des Appetits für das Abendbrod, trennte sich die Gesellschaft, um sich später bei den Seiltänzern und ihren kühnen Produktionen wieder zu treffen. Der große Platz, von flackernden Pechfackeln beleuchtet, im Kreise herum eine gaffende Menschenmenge mit mehr oder weniger intelligentem Gesichtsausdruck, in der That, es lohnte sich schon, diesen Eindruck auf der Leinwand festzuhalten.

Als Hans nachts ziemlich spät heimkam, fand er auf dem Tisch ein kleines, mit seinem Namen versehenes Päckchen. Er öffnet es — ein zierliches Ringlein fällt heraus. Auch ein Schreiben ist dabei von Rosa, in welchem sie bittet, das Geschenk als Vielliebchen anzunehmen. Ein Ringlein, rothgolden mit kleinen geschmackvollen Arabesken versehen; in der Mitte die Jahreszahl 1894, originell und schön. Hans ertappt sich öfters dabei, wie er vor dem Spiegel mit dem Finger kokettirt. Ja sogar seine Lippen hat er mal darauf gedrückt. Noch lange sitzt er auf dem Sopha in Gedanken versunken, wird ihm das Vielliebchen Glück bringen oder? Eigentlich hat er sich auf eine kleine Handarbeit als Zigarren-Etui oder was Aehnliches gespitzt, wer macht sich nicht so seine Gedanken. Nun, ein Ring und noch dazu von schöner junger Dame, so weit hat er denn doch noch nicht zu denken gewagt, was werden morgen dazu seine Freunde sagen?

Seit dem Ball und dem Konzert waren Hans und Rosa sich offenbar näher getreten und mit einander vertrauter geworden. Eines Nachmittags trafen sie sich „zufällig" im Walde. Was hatte sie nur, sie war in den letzten Tagen immer so zerstreut und einsilbig, traumverloren, und leise umschleiert blickten die lieben Augen in die Ferne. Er war fest entschlossen, mal etwas auf den Busch zu klopfen, sollte sie ihn wirklich schon gern haben, vielleicht gar lieben?

Ja, in der That liebte Rosa, liebte mit dem ganzen zügellosen Feuer eines unberührten Herzens, aber leider nicht ihn, sondern einen Andern, der nicht da war und den sie doch stündlich herbeisehnte. Armer Hans! Jetzt, nachdem das Geständniß nun einmal gemacht, wollte sie ihm auch Alles sagen, denn sie habe Vertrauen zu ihm. Darauf beichtete sie ihm die ganze Geschichte ihrer jungen Liebe: „Sie sei so mit ganzer Seele und Leidenschaft Sängerin, und ihr sehnlichster Wunsch sei der, zur Bühne zu gehen und sich ausschließlich dieser Kunst zu widmen, anderseits habe sie aber wieder „ihren Emil" viel zu lieb und glaube, nicht länger ohne ihn sein zu können, sie wisse nicht mehr, was sie thun solle, denn der Tyrann verlange, daß sie, als seine Frau, der Kunst Lebewohl sage."

Hans war fassungslos. Der Brombeerstrauch, von dem sie Beide eben noch reife und unreife Beeren durch einander genascht, der ganze Wald, Feld, Bach und Wiese, Alles begann sich um ihn zu drehen. Nur halben Ohres hatte er den Worten Rosas zugehört, sie schien es zum Glück nicht bemerkt zu haben, so schnell ließ sich aber auch der Schlag nicht verwinden. Er stammelte etwas vom Beruf des Weibes als Frau, stotterte etwas von liebendem Gatten und froher Kinderschaar und rieth ihr zu, unbedingt „ihren Emil" zu heirathen und glücklich zu machen.

Beide waren unterdessen am Kurhaus angelangt, ein Grund für ihn, sich zu verabschieden. Sein Pech war aber auch zu gewaltig, mit dem geträumten Glück seines Ringes schien's recht nett zu werden, der Anfang war jedenfalls vielversprechend.

Zwei Tage später reiste Rosa mit ihrer Mutter plötzlich ab, sie waren nach Hause gerufen worden. Ein wenig hatten sie wohl auch die Veränderung, die mit Hans vorgegangen, bemerkt; richtig gedeutet hatte sie nur die Mutter. Nachdem der Wagen außer Sicht, stand Hans allein noch am Platze, im Auge dicke Thränen, in der Hand das Taschentuch und den für Rosa bestimmten Rosenstrauß, den er in der Zerstreuung vergessen, ihr zu überreichen. Es war, um in die Erde zu sinken, nun auch noch zu guter Letzt blamirt.

Ueberhaupt reisten täglich jetzt mehr Fremde ab, es wurde mit Gewalt Herbst. Wetter wurde schlechter, Essen schmeckte ihm auch nicht mehr so recht, das „Waldhorn" von Tag zu Tag leerer, an guter Unterhaltung fing es auch an zu mangeln und dann fehlte eben Rosa an allen Ecken und Enden. Jeder Baum und Strauch, jede Bank, auf der sie zusammen gesessen und harmlos geplaudert, das leere Klavier, die verstaubenden Noten im Konversationshaus — Alles erinnerte ihn an Rosa. Außerdem hatte ihn ein guter Freund aufgefordert, nach Italien mitzukommen. Ja, wenn nur das Kofferpacken nicht wäre, bei jedem Stück, das man ihm anvertraut, kommen wehmüthige Erinnerungen.

Endlich entschloß sich auch Hans zur Abreise.

Der Koffer wird gepackt — er platzt schier. Die beträchtlich hoch angelaufene Rechnung bezahlt und Trinkgelder an's Personal vorbereitet, das erhält immer am ersten die Freundschaft. Noch mal 'rüber in's „Waldhorn" und den Abschiedsschoppen getrunken. Marie hat geweint, sie weiß, daß er abreist. Flugs hin zum Schnellphotographen und ein Bild machen lassen, sie mit ihm allein, aber — „Mame hat's erlaubt."

Der Wagen steht fertig da, es wird Zeit und geschieden muß nun doch mal sein. Alle guten Freunde sind zur Stelle, lustige Worte werden ihm zugerufen, Händedrücken, Tücherschwenken, und dann gehts fort in die Ferne. Oben am Berg, aus dem letzten Häuslein schaut Mutter Kubel und winkt unserm Hans Abschied zu, er dankt bewegt: „Grüß Gott, Mutterle, und 's nächscht' Jahr komm' ich wieder, so Gott will, zu Euch in die Berg'!"

Das Lasso-Duell.

Von O. von Briesen.

Vor einiger Zeit kam ich auf einer größeren Tour, die ich im südlichen Kalifornien zu Pferde unternommen, auf die sogenannten Estrada-Plains, ein mit bedeutenden Hügelketten besetztes Hochplateau in der County San Luis Obispo, 50 bis 60 Meilen vom Stillen Ozean entfernt. Die Gegend ist bisher verhältnißmäßig wenig angesiedelt, dafür giebt es daselbst aber noch mehrere sehr bedeutende Besitzungen, sogenannte Grands, deren Areal oft Quadratmeilen umfaßt und auf denen ausschließlich Viehzucht betrieben wird.

Das Vieh, oft mehr als tausend Haupt zählend, läuft frei umher und wird von den Vaccheros — Viehtreibern — wenn auch nicht gehütet, so doch einigermaßen beaufsichtigt. Diese Vaccheros, meist Leute mexikanischer Abstammung, sind beritten und mit dem bekannten Lasso versehen, um, wenn es erforderlich, das Vieh damit einfangen zu können. Verwegene Reiter, mit dem Rosse gleichsam verwachsen, leben sie Jahr aus Jahr ein im Freien, Tag und Nacht, und ihre ganze Beschäftigung ist, über die Heerden ihres jeweiligen Prinzipals zu wachen, daß nichts davon verloren gehe. Die Gewandtheit in der Handhabung des Lassos steht ihrer Reiterei in nichts nach, mit unglaublicher Sicherheit wissen sie ihn zu gebrauchen. Doch nicht allein, um ihren Dienst damit zu versehen bedienen sie sich desselben, er ist auch zugleich ihre einzige Waffe in Gefahren, in welche sie etwa gerathen. Werden sie z. B. von wilden Thieren, wie Bären, kalifornischen Löwen 2c., deren es hier in verschiedenen Distrikten giebt, angefallen, so wird zum Lasso gegriffen, um den Feind unschädlich zu machen, und in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle geht der Vacchero als Sieger aus derartigen Kämpfen hervor.

Da es in der eben bezeichneten Gegend keine Gasthäuser gab, so stieg ich bei einem der großen Besitzer ab, einem Amerikaner, der mich sehr freundlich einlud, womöglich einige Tage bei ihm zu bleiben, um mir seine Heerden anzusehen, zugleich aber auch einem ganz eigenartigen Schauspiel beizuwohnen, welches ich sicherlich noch nicht kennen gelernt und das am nächsten Sonntage stattfinden sollte. Der Mann beschäftigte nämlich etwa ein Dutzend Vaccheros auf seinem Besitzthum, nur Mexikaner, und von diesen waren zwei seit längerer Zeit in die bitterste Feindschaft gerathen. Da sie nun, um ihren Groll auszutragen, sich nicht schießen wollten, auch nicht zu den Messern greifen, noch viel weniger aber Neigung zeigten, sich auf englische Manier zu boxen oder auf germanische Art zu hauen, so kamen sie schließlich überein, sich mit dem Lasso zu bekämpfen und zwar der Art, daß einer von ihnen todt auf dem Platze bleiben müsse. Die Entscheidung dieses Kampfes sollte also demnächst erfolgen und ich dabei eine Anwendung des Lassos kennen lernen, die mir so lange fremd geblieben. Freilich konnte ich mir schon im Voraus vorstellen, daß die Szene eine blutige werden würde, doch die Neugierde reizte zum Bleiben, um dies ganz sonderbare Duell mit anzuschauen. Es waren förmliche Einladungen in die Nachbarschaft von Seiten der streitenden Parteien ergangen, um dem Kampf das nöthige Zuschauerpublikum zuzuführen, welches auch nicht ermangelte, zu erscheinen.

Alles was Beine hatte oder über Rossesbeine verfügte, fand sich an dem fraglichen Morgen auf der großen Ebene ein, welche den Turnierplatz bilden sollte. Auch ich fuhr mit meinem Wirth hinaus, wo bereits eine Menge Fremde, namentlich Mexikaner, zu Pferde anwesend waren, die mit Ungeduld den Beginn des Schau- oder vielmehr Trauerspiels zu erwarten schienen. Es währte auch nicht lange, so ritten die beiden Todfeinde, von verschiedenen Seiten kommend, in die Arena, die durch einige Pfähle markirt war; natürlich hatte sie einen bedeutenden Umfang, damit die Kämpfer genügend Platz fanden, sich ordentlich herum zu tummeln. Die beiden Gegner waren Männer Ende der zwanziger Jahre, mit dunkeln Bärten und ebensolchen Augen, äußerst muskulöse Gestalten, die in ihrem besten Habit und auf ihren katzenartigen, gleichfalls möglichst herausgeputzten Pferden — Mustangs — wie angegossen saßen.

In einer Entfernung von ungefähr 80 Schritten von einander Halt machend, warfen sie sich wuthschnaubende Blicke zu, selbst die Thiere schienen von dem Ingrimm ihrer Herren angesteckt und waren nur mit Mühe zurück zu halten, gegen einander sofort loszusprengen. Nachdem sie so Aufstellung genommen, faßten sie an ihre mit bunten Bändern verzierten Hüte und begrüßten derart ihren Herren und auch die Zuschauer. Ihr Prinzipal stellte sich darauf aufrecht in den Wagen und fragte sie mit lauter Stimme, ob sie sich nicht lieber vertragen, als sich den Garaus machen wollten, worauf jedoch das entschiedenste Kopfschütteln von beiden Seiten erfolgte.

Da also jeder gütliche Ausgleich ausgeschlossen, so zögerte man nicht mehr länger, die eigene Ungeduld und die der Versammelten auf die Probe zu stellen. Keinerlei Bedingungen waren für den Streit bestimmt, jeder konnte reiten und den Lasso werfen, wann, wo und wie er wollte, jedoch mußte, wie gesagt, das Duell so lange fortgesetzt werden, bis ein Theil nicht allein unterlegen, sondern todt war.

Die beiden Feinde, sich sehr wohl bewußt, daß sein Gegenüber ihm ebenbürtig, sprengten nunmehr auf einander zu, vorläufig jedoch nicht so nahe, um von dem Lasso erreicht werden zu können, der ungefähr 40 Fuß mißt. Sie bogen vielmehr in ungemein künstlichen Schlangenwindungen gegenseitig aus, ein nicht leichtes Beginnen, wenn man bedenkt, daß alle Evolutionen in rasender Karriere ausgeführt wurden. Dabei schwangen sie vom ersten Moment an in der wildesten Manier ihre Lassos über dem Haupte, um für einen etwaigen Wurf die nothwendige Schwungkraft hinein zu legen. Die Entfernung zwischen ihnen verminderte sich zwar nicht zusehends, doch konnte man immerhin wahrnehmen, wie sie sich näher rückten. Lautlose Stille herrschte rings herum, und mit gespanntester Aufmerksamkeit paßte Jeder auf, wer zuerst werfen würde.

Da mit einem Male hatte der eine Reiter sein Pferd unverhofft eine scharfe Wendung gegen den anderen machen lassen, wodurch er ihm merklich näher gerückt, und im nächsten Moment schwirrte auch sein Lasso hinüber zu diesem. Doch jener, die Bewegungen des Gegners genau beobachtend, bückte sich blitzschnell seitwärts tief zur Erde, so daß die geschleuderte Schnur nichts zu fassen vermochte. Mehrmals hinter einander hatte immer der eine Mann geworfen, und jedes Mal entzog sich der andere entweder durch Körperbiegungen oder ruckartiges Herumwerfen seines Thieres der drohenden Schlinge. Man konnte es diesem angegriffenen Manne anmerken, wie er darauf ausging, seinen Feind recht abmatten zu sehen, um dann, wenn auch nicht mit frischen, so doch mit weniger erschöpften Kräften auf diesen einzudringen.

Schon zweimal hatte der Werfende das Pferd seines Gegners gefangen, dann aber natürlich sofort nachlassen müssen, sowie er dies merkte. Bei den Zuschauern trat die höchste Spannung ein, da man wahrzunehmen vermochte, wie dieser Kämpfer allmählich an Kräften einbüßte. Bewunderungswerth waren übrigens auch die Leistungen der Pferdchen, keine Spur von Ermüdung machte sich bei ihnen geltend, obwohl sie enorm angestrengt und bei den kurzen Paraden fürchterlich maltraitirt wurden.

So mochte der Angreifer wohl acht Mal vergeblich seine Waffe geschleudert haben, als ihm die Sache nicht mehr zu behagen und er sich, wohl um sich etwas zu erholen, auf die Defensive legen zu wollen schien. Auf diesen Moment aber hatte unbedingt nur der Andere gewartet; ihn nicht die gewünschte Erholung finden zu lassen, das war jetzt die gestellte Aufgabe. Mit wahrer Tollkühnheit stürmte er daher auf den Gegner los, drohend den Lasso kreisend und ihm keine Sekunde Zeit gönnend, sein Auge von ihm abzuwenden. Wiederholt holte er zum Wurfe aus, zog aber regelmäßig wieder zurück, um den Anderen recht unsicher zu machen. Jedenfalls war er in allen seinen Vornahmen schlauer und berechnender, dies vermochte man auf den ersten Blick zu durchschauen. Schon über eine halbe Stunde hatte in dieser Weise das Durcheinander-Tummeln gewährt, als der bisher angegriffen Gewesene plötzlich auf der Stelle halten blieb. Dies mochte wohl der Gegner, der anscheinend ein viel hitzigeres Temperament besaß, nicht vermuthet haben, denn er behielt die ursprüngliche Direktion bei, welche ihn in wenigen Augenblicken wurfgerecht kommen lassen mußte. Und was Jeder sicher voraussah, geschah; noch ein Sprung, der Lasso des Gegners schwirrte wie eine scharfe Messerklinge durch die Luft und saß dem Anderen im selben Augenblick auch bereits um den Nacken, sich sofort zuziehend. In demselben Moment spornte der Werfende sein Roß zu eiligster Gangart an und zog auf diese Weise den Gefangenen aus dem Sattel, ihn hinter sich herschleifend.

Er verließ mit seiner Beute den Kampfplatz und jagte querfeldein mit derselben fort, so daß unseren Augen wenigstens die schrecklichen Martern entzogen wurden, denen der Aermste noch ausgesetzt war, ehe er seinen Geist aufgab, was freilich nicht lange gedauert haben dürfte, da die Schnur jedenfalls sehr bald den Erstickungstod herbeiführte. Rücksichtslos und ohne jegliches Erbarmen ist der Sieger, wie ich nachher hörte, mehrere Meilen über Stock und Stein mit dem nachschleppenden Körper seines erlegenen Feindes geritten, ehe er Halt machte. Fast unkenntlich und natürlich längst todt, hatte er ihn aus der Schlinge gelöst und ihn liegen lassen.

Doch jetzt mit dem Tode war die Feindschaft vergessen oder durch ihn vielmehr gesühnt. Kaum nämlich war er nach Hause zurückgekehrt, als er sich mit einer Schaufel und Hacke versah, und ein anderes Pferd besteigend, sofort auf den Platz ritt, wo die Leiche sich befand. Dort hat er in dem harten Boden Stunden lang an einem Grabe gearbeitet und den todten Körper seines vormaligen Feindes sorgsam hineingebettet.

---

* **Eine amerikanische Massenhochzeit.** — In Nordamerika giebt es Gegenden, wo ein entschiedener Mangel an weiblichen Wesen herrscht, und es demzufolge für die Männerwelt wirklich ein Kunststück wird, sich unter den Pantoffel zu begeben. So sind Bergwerksdistrikte in Pennsylvanien vorhanden, in denen sehr viele Polen und Ungarn arbeiten, die Alle jung und unbeweibt herübergekommen, und sich, wenn sie nach einigen Jahren etwas erübrigt haben, gern verheirathen würden. Aber sowohl in Minenorte, wie rings in der Umgegend sind keine Schönen, denen sich Herz und Hand antragen ließe. Eines schönen Tages kam die ganze ungarische Gesellschaft eines dortigen Minenortes, 25 Köpfe stark, zusammen und berieth, auf welche Weise sie zu Frauen gelangen könnten. Nach längerem Debattiren kam man überein, einen Erwählten in die Heimath zu senden und von dort ein Viertelhundert junge Mädchen importiren zu lassen. Der Abgesandte reiste, mit den nöthigen Mitteln versehen, nach einem Theile des alten Vaterlandes, der sich besonders durch viele und hübsche junge Mädchen auszeichnet. Es dauerte gar nicht lange, so hatte er die nöthige Anzahl beisammen, was er natürlich sofort hinüber berichtete und auch den Tag der Ankunft verkündete. Der Termin des Eintreffens rückte heran und unsere 25 Mann warfen sich in ihren Sonntagsstaat und fuhren nach New-York, zum Landungsplatz der Dampfer, wo sie alsbald die Freude hatten, die importirten Bräute zu begrüßen. Damit nun völlige Ordnung herrschen und keinerlei Benachtheiligung stattfinden könne, schritten sämmtliche Männer nach vorläufiger recht herzlicher Begrüßung der Ankömmlinge zur Verloosung, d. h. sie ließen das Loos entscheiden, in welcher Reihenfolge sie sich die jungen Damen aussuchen sollten. Nachdem auf diese Weise jedem Zwist vorgebeugt, griffen nun die Leutchen einer nach dem Anderen zu, und es währte nicht zehn Minuten, so war Jedermann versehen. Hierauf ward in aller Eile etwas genossen, und alsdann ging es auf das Stadthaus, wo sich sämmtliche Paare auf einmal trauen ließen, ehe sie die Reise nach der Minenregion antraten.

* **Poröse Glasscheiben** anzufertigen soll eine Pariser Glasfabrik erfunden haben, welche von derselben als das Vorzüglichste zur Ventilation von Zimmern hingestellt werden. Die Poren sind so klein, daß Regen und Zugluft durch dieselben nicht nach innen dringen können, wohl aber soll ein sehr reger Austausch der inneren und äußeren Luft stattfinden. Die Scheiben sollen, wie das Patent- und technische Bureau von Richard Lüders in Görlitz erfährt, durch die Eigenschaft der Porosität an Durchsichtigkeit kaum verlieren.

Verantwortlicher Redakteur: Anton Schmitter in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.